

## KULTUR

**Kultur in Kürze:** Henry Camus im Miller's Studio, Bushido im X-tra und Bruckner in der Tonhalle. 42

**Hamlet in Zürich:** Der Schauspieler Joachim Meyerhoff spielt nicht gern mit angezogener Handbremse. 43

**Leben:** Im trendigen Zürcher Kreis 5 gilt nur als cool, wer das richtige Velo fährt. 48



# Die Träne danach ist die Krone der Rührung

Bei «MusicStar» wird viel und gern geweint, die Kandidaten stehen unter Rührungsstress. Eine kleine Kulturgeschichte der öffentlichen Träne.

Von **Corina Caduff\***

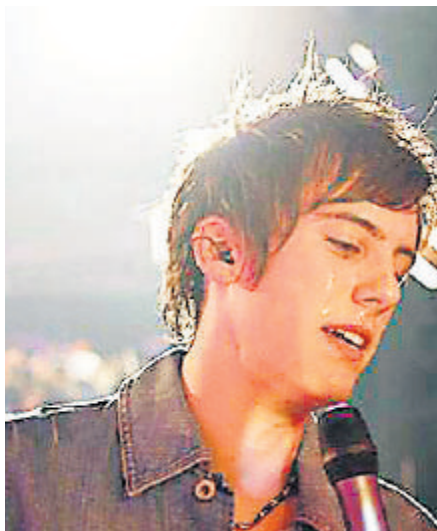
Bei jeder Folge von «MusicStar» gehts immer wieder um die gleiche Frage: Wer fliegt heute raus? Bei einer WM ist das nicht anders, aber in keinem Sportturnier wird diese Spannung so sehr mit Rührung gekoppelt wie bei aktuellen Castingshows wie «MusicStar» oder «Deutschland sucht den Superstar» (DSDS). Nirgends arbeitet das Fernsehen derart forciert auf Gefühlseligkeit hin wie hier.

Was Rührung ist, führte der Juror Detlef D! Soost neulich mustergültig vor: «Du warst nicht gut heute», sagt er zu Fabienne nach ihrer Performance. Sie erschrickt. Pfiffe und Buhrufe aus dem Publikum an die Adresse von Soost. «Du warst fantastisch», setzt er nach. Applaus, Freude und Erleichterung bei den Fans und bei der Kandidatin. Perfekter und einfacher lässt sich die Definition von Rührung – «Gefühlswechsel», «plötzlicher Umschlag von Glück in Unglück oder umgekehrt» – kaum veranschaulichen. Ein bisschen Rhetorik, und schon ist sie im Kasten.

Von der Träne zum Telefon

Das Nonplusultra solchen Umschlags ist zweifellos die Träne. Das machen insbesondere die deutschen Privatsender mit minutenlangen Tränen-Trailern von weinenden Kandidaten deutlich, und tatsächlich weinen diese, wo es nur geht: aus Enttäuschung, wenn sie rausfliegen, aus Erleichterung, wenn sie drinbleiben, aus Mitleid oder schlechtem Gewissen, wenn ausgerechnet der liebste Schicksalsgenosse die Gruppe verlassen muss. Dieser permanente Rührungsstress führt wieder und wieder zu Tränen. Wie sehr das Fernsehen bei all den aktuellen Popschauwettbewerben darauf abzielt, machte kürzlich auch Dieter Bohlen klar, als er bei einer DSDS-Kandidatin das Gefühl im Song vermisse: «Es geht nicht nur ums Weinen hinterher.» Zweifellos aber ist genau dieses «Weinen hinterher» bei der Entscheidung ein zentraler Blickfang der Shows. Die Träne danach ist die Krone der Rührung.

Mit Rührung macht man Kapital. Also muss sich diese von den Kandidaten auf dem Zuschauer übertragen, schliesslich bringt das Telefon-Voting den Sendern das entscheidende Geld. Wie das geht, hat Soost in der aktuellen Staffel früh genug vorgemacht, als er gleich in der ersten «MusicStar»-Finalsendung nach Lucas Performance selber in Tränen ausbrach («Ich glaube nicht, dass die Schweizer dich wählen werden»). Man folgte dem



«MusicStar» – ein Rührstück mit Brian, Sandro, Monica (oben), Rebi, Sandra und Sandro, Detlef D! Soost (unten).

geweinten Wink und wählte nun erst recht, und das Schweizer Fernsehen stellte denn auch sofort danach des Jurors «Tränen als Realvideo» ins Netz.

Der weinende Werther

Das Friendship-Ticket, mit dem die Kandidatencrew einen von den TV-Zuschauern abgewählten Kollegen noch einmal zurückholen kann, ist dazu da, um solche Rührung noch weiter zu potenzieren, denn hier geht das Ganze einfach wieder von vorne los: noch einmal eine Entscheidung, noch einmal ein Rausschmiss, noch einmal Tränen. Rebi wischt sich schon auf der Comeback-Couch die Wangen, weil sie ahnt, dass sie gegen Fabienne kaum Chancen hat, Brian teilt Sandro mit weinerlicher Stimme mit, dass er rausgeflogen ist, und Mumi und Luca liegen sich tränenüberströmt in den Armen, als einer von beiden gehen muss. So wiederholt sich die rituelle tränenreiche Ausscheidung jede Woche von neuem.

Mit der Inszenierung solcher Dauerührung schliesst das Fernsehen an ältere

Konzepte der populären Rührung an. Als Schlagwort der Ästhetik wurde die Rührung in der Aufklärung bedeutsam – und mit ihr die Träne. Deren erste grosse öffentliche Karriere fand um 1800 statt, als die Literatur das empfindsame, romantische Individuum lancierte. Der unglücklich verliebte Werther weint ständig wegen seiner unerreichbaren Lotte, auch in der Lyrik beschwört man die romantische Sehnsucht in tränenreichen Szenen: «Ew'ges Sehnen/floss in Tränen...», heisst es in August Wilhelm Schlegels Gedicht «Lob der Tränen», das Schubert später vertont hat. So richtig populär aber wird das Weinen in der Unterhaltungsdramatik: Im so genannten Rührstück von Autoren wie Iffland, Kotzebue oder Charlotte Birch-Pfeiffer wimmelt es nur so von tränenreichen Abschieds-, Versöhnungs-, Reue- und Wiedersehensszenen. Goethe und Schiller ziehen vergeblich gegen diese Dramen zu Felde, denn natürlich macht schon damals die populäre Rührung Quote und nicht der ernsthafte Klassiker. Nach seinem Siegeszug im 19. Jahrhundert wandert das Rührstück von der Bühne ins

Kino, wo es bis heute als Filmschnulze erfolgreich ist.

Im Kino-Rührstück weinen fiktive Figuren, deren Tränen von den Autoren vorgeschrieben sind, und den Schauspielern muss schon mal künstlich nachgeholfen werden: Die Profis träufeln sich Glycerin ins Auge. Die «MusicStar»-Laien weinen zwar ganz von allein und sehr authentisch, aber auch sie liefern das, was das Skript der Show ihnen abpresst, sie liefern die unmittelbare Rührungssträne. Diese Träne ist Zeichen des Pop.

In Klagenfurt ist Rührung verboten

Die Hochkultur ihrerseits sucht sich des Körpers zu entheben, sie sublimiert. Das zeigt ein anderer, älterer TV-Künstlerwettbewerb: der Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt, der jedes Jahr live von 3sat übertragen wird. In einem mehrtägigen Wettlesen messen sich hier Nachwuchsautoren, mit ähnlichem Ablauf wie bei den Popstarwettbewerben: Auch hier wird jeder Kandidat direkt nach seiner Lesung mit den Voten der Juroren konfrontiert.

Doch während bei «MusicStar» die Kandidaten der Jurykritik schon mal was entgegenfanden und dabei mit den Juroren herumfaxen, ist dem Literaturkandidaten in Klagenfurt das Wort verboten. Dieses Schweigegebot, mit dem sich die Jury als Tribunal in Szene setzt, erlaubt es den Autoren nicht, auf die Kritik zu reagieren; sie müssen auch Verrisse wortlos über sich ergehen lassen, wobei ihre Gesichter gnadenlos abgefilmt werden. Und dieses Gesicht gilt es zu wahren: Die Sichtbarkeit von Regung ist tabu, die Träne sowieso. Denn hier wird nicht die Rührung, sondern das Argument zur Schau gestellt. Dementsprechend sind die Mienen der Autorenkandidaten zumeist maskenhaft gefasst, keiner soll sehen, was sich «wirklich» abspielt – wohingegen «MusicStar» den emotionalisierten Körper ins Rampenlicht stellt.

Versteinerung hier, lebendige Träne da. An beiden Orten lebt die Spannung von der Zurückweisung, an beiden Orten ist die Träne vorhanden, aber nur an einem wird sie auch sichtbar. In Klagenfurt rinnt sie wohl bisweilen innerlich, der Kamera unzugänglich.

Zwischen Hoch- und Alltagskultur

Wo aber die Träne im elitären Bereich plötzlich zugelassen oder provoziert wird, da ist sie ein Scharnier, an dem Hochkultur in Alltagskultur übergehen kann. Der Eurovision Young Musicians Competition, einer der wichtigsten europäischen Wettbewerbe für junge Musiker aus dem klassischen Bereich, wird alle zwei Jahre von verschiedenen europäischen Fernsehsendern übertragen. Angesichts der Erfolgsquoten der aktuellen Popformate gerät dieser Klassikwettbewerb zunehmend unter Druck, auch Rührung zu produzieren: Sollen nicht nur das Klavier- und Geigenspiel der Jungmusiker gezeigt werden, sondern mehr und mehr auch ihre Backstage-Tränen?

Ästhetisch mag das prekär scheinen. Aber äussert sich darin nicht der legitime Wunsch nach mehr Unmittelbarkeit in der Hochkultur? Die Tränen bei «MusicStar» sind zwar ein Produkt der kommerziellen Unterhaltungsindustrie, aber unmittelbar und echt sind sie trotzdem. Genau diese Echtheit unterscheidet sie vom reinen Industrietrick, der arbeitsteilig und gefühllos hergestellt wird. Und weil sie so schön echt sind, wollen wir diese Tränen auch am Sonntag im «MusicStar»-Finale noch einmal sehen.

\* Die Literaturwissenschaftlerin Corina Caduff ist Professorin an der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich und Kritikerin im «Literaturclub» auf SF 1. Ihr Essayband «Land in Aufruhr» ist soeben im Lenos-Verlag erschienen. Buchvernissage: 6. März, 20.30 Uhr in der Buchhandlung Paranoia City, Zürich.

«MusicStar», das Finale: So, 4. März, 20.30 Uhr, SF 1.

GLOBAL-TERMIN

## Buren-Blues unter dem Regenbogen

Von **Christine D'Anna-Huber, Kapstadt**

Der Song ist ein Hit. Über 100 000 verkaufte Platten, das Video dazu auf Youtube mehr als 60 000-mal angeklickt, alle Konzerte bis ans Jahresende voll und eine Welttournee auf dem Programm: Für südafrikanische Verhältnisse ist das Wahnsinn. Zumal die traurige Ballade vom Buren-General auf Afrikaans gesungen wird. Von einem 28-jährigen Vorarbeiter aus Pretoria mit Künstlernamen Bok van Blerk.

Ein Hit? Viel mehr als das. Van Blerks «De la Rey» ist ein soziokulturelles Phänomen erster Güte und Gegenstand leidenschaftlicher Debatten. Bis hinauf ins südafrikanische Parlament, wo die Frage gestellt wurde, ob das nun wohl der Anfang des bewaffneten Widerstandes der Buren sei. Denn die Krux mit dem Lied ist die: Es spricht beinahe ausschliesslich die weisse

afrikaans sprechende Bevölkerung an, 2,5 von insgesamt 47 Millionen. Eine Sprachminderheit unter vielen in Südafrika, aber eine mit einer unheilvollen Vergangenheit: die Nachfahren und Nachgeborenen des Apartheid-Regimes.

«Wirst du kommen und die Buren anführen, de la Rey?», fragt der Refrain unter Trommelwirbel. Dann schieben sie das Feierabendbier beiseite und stehen auf, legen die zur Faust geballte Hand aufs Herz und singen lauthals mit, Tränen in den Augen. Das Gleiche geschieht im Rugbystadion, sodass die Blue Bulls aus Rücksicht auf die schwarzen Fans erwogen haben, das Lied von der Spielliste abzusetzen. Selbst das Kulturministerium fühlte sich zu einer Stellungnahme bemüssigt. Natürlich dürfe van Blerk im Namen der Redefreiheit singen was immer er wolle, erklärt es darin. Gefährlich sei das Lied trotzdem,

weil es von rechtsextremen Nationalisten in Beschlag genommen werden könnte.

Koos de la Rey war General im zweiten Burenkrieg, den er vergeblich zu verhindern versucht hatte. Nicht aus Feigheit – viele der Kriegstreiber hatten sich längst in Sicherheit gebracht, als der «Löwe von Transvaal» noch in vorderster Reihe mit seinen Mannen kämpfte. Die Aufständischen schlugen sich tapfer, doch der britischen Übermacht waren sie am Ende nicht gewachsen. Umso weniger, als die Briten zu radikalen Mitteln griffen, um die Moral der bürischen Guerillakrieger zu untergraben: sie verbrannten ihre Höfe, töteten ihr Vieh, sperrten ihre Frauen und Kinder in Konzentrationslager.

In Südafrika ist der Burenkrieg als Kollektivtrauma noch immer sehr präsent. Fast jeder weisse afrikaans Sprechende hat eine Urgrossmutter oder Urgrossmutter, die in

den Lagern der infamen britischen «Kha-kis» verhungert ist. Über die Weihnachtstage parkten junge Afrikaaner ihre Autos im Kreis, wie es ihre Vorfahren mit den Ochsen gespannen zu tun pflegten, die Türen und Fenster geöffnet, die CD eingelegt und auf ein Signal alle gleichzeitig auf «Play» gedrückt und das Lied vom General über den Strand schmetterten lassen.

Nostalgie? Heldenverehrung? Oder gar ein Aufruf zum Widerstand gegen die neue (schwarze) «Übermacht», der die Buren ihre politische und sozialen Privilegien opfern mussten? Eher eine tiefe Traurigkeit, meint der Theaterautor Deon Opermann. Denn am Ende seien die Afrikaaner, so viel Schlechtes sie auch getan hätten, doch das Volk, das dem eigenen Untergang zugestimmt habe. Dem unaufhaltsamen Verschwinden seiner Sprache und seiner Kultur, dem Verblenden seiner in den Schulen bereits nicht mehr unterrichteten Geschichte. Um damit ein neues Südafrika zu ermöglichen.

«General De la Rey» singen sie voll Inbrunst und wissen, dass sie in dieser letzten aussichtslosen Schlacht des Burenentums allein sind. Was solls, es tut gut, sich gemeinsam an ein historisches Ereignis zu erinnern, bei dem die eigenen Vorfahren nicht automatisch die Rolle der Schurken gespielt haben. Denn viele junge Afrikaaner sind «gatvol», haben genug davon, per Definition schuldig zu sein. Sich für ihre Herkunft schämen und ewig die Bürde der Schuld der Elterngeneration tragen zu müssen. Ständig unter die Nase gerieben zu bekommen, dass sie nicht wirklich Anrecht darauf haben, Südafrikaner zu sein. «Ich steh gerne hinten in der Schlange an und trage mein Regenbogenabzeichen auf dem Ärmel», heisst es in einem andern populären Afrikaans-Schlager, «aber entschuldigen werd ich mich kein weiteres Mal.»

Im «Global-Termin» beobachten wir regelmässig Kulturelles aus der Welt, der Schweiz – und Zürich.

